

Tempel der Götter in Weiß: Beobachtungen in Medizinhistorischen Museen

Museen, das lässt sich generalisierend behaupten, erwachsen aus einer Bewegung des Heranholen, des genauer Sehen und Betrachten Wollen: Indem sie zeitlich oder räumlich Entferntes in ihren Gehäusen versammeln und vorzeigen, bringen sie uns die Welt buchstäblich näher und lassen uns durch Anschauung an etwas teilhaben, dessen wir ansonsten nicht ansichtig werden könnten. Insoweit sind Museen ganz auf den Menschen bezogen; sei es als Kurator oder Besucher/Nutzer steht er – konzeptionell gesehen – in ihrem Mittelpunkt: im Fluchtpunkt einer Realität, die mit Dingen, die der Wirklichkeit nicht selten mit Gewalt und fast immer unter Inkaufnahme der Zerstörung ursprünglicher Zusammenhänge entnommen sind, zu deren Verständnis in eine künstliche Ordnung gebracht werden. Museen sind daher *volens nolens* immer auch Orte der Verfremdung und des Befremdens, und dies gilt auch dann, wenn sie in bester Absicht, wie zum Beispiel mit dem Ziel der Aufklärung und der Vermittlung von Wissen aufgebaut und betrieben werden.

In den folgenden Abschnitten versuche ich einige Beobachtungen zusammenzufassen, die ich im Zusammenhang mit Besuchen in verschiedenen Medizinhistorischen Sammlungen und Museen machen konnte.¹ Dabei ergab sich für mich immer häufiger die Frage, welche Rolle den Besuchern solcher Museen zugeordnet wird. Nicht nur, weil medizinhistorische Museen oftmals auch naturhistorische Sammlungen beherbergen oder beherbergt haben – das Stichwort ist hier *Vergleichende Anatomie* –, stelle ich diesen Beobachtungen die knappe Beschreibung ein altes naturkundliches Museum und Bildungsinstitut als Referenz mit Bezug auf diesen Zusammenhang voran; vielmehr scheint mir hier die Rolle, die in diesem Haus seiner Klientel zugeordnet war (und ist), vorbildlich; denn die Menschen, die diese Einrichtung aufsuchten und aufsuchen, wurden und werden eben nicht bloß als Besucher verstanden, sondern angeleitet und ermutigt, die Ressourcen des Hauses in unterschiedlicher Weise zu nutzen.

1. The Wagner Free Institute of Science of Philadelphia

Ein frühes, heute wenig beachtetes Beispiel für den Typ eines aufklärerischen Museums ist das *Wagner Free Institute of Science* in Philadelphia, Pennsylvania, das 1855 von William Wagner (1796-1885), einem dort geborenen Kaufmann, Philanthropen und Privatgelehrten, gegründet, zehn Jahre später in einem eigens dafür errichteten Gebäude neu eröffnet wurde. Auf Grund glücklicher Umstände – das heißt, gerade weil es im letzten Jahrhundert Jahrzehnte lang kaum wahrgenommen wurde und daher keine finanziellen Mittel zu seiner Modernisierung zur Verfügung standen – ist es bis zum heutigen Tage im Ganzen wie im Detail nahezu unverändert erhalten und wird erst seit einigen Jahren wieder gepflegt und behutsam zum Leben erweckt.² So steht das *The*

¹ Dieser Text steht im Zusammenhang mit dem "Labor Josephinum", das im Rahmen des forMuse-Programms 2009-10 stattfand. Für wichtige Anregungen und Hinweise bin ich den Mitarbeiterinnen des Josephinums, insbesondere Frau Dr. Gabriele Dorffner sehr dankbar. Die Auswahl der hier vorgestellten Museen bleibt leider eher zufällig, da ich einige Museen, die ich gerne einbezogen hätte, in der zur Verfügung stehenden Zeit nicht aufsuchen konnte; so fehlt hier vor allem das *Deutsche Medizinhistorische Museum* in Ingoldstadt; andererseits kann ich an dieser Stelle nicht auf alle Museen, die ich besichtigt habe, eingehen. Wenigstens nennen möchte ich daher hier das *Brandenburgische Apothekenmuseum* in Cottbus, das *Deutsche Hygiene-Museum* Dresden und das besser unter dem Namen *Narrenturm* bekannte *Pathologisch-anatomische Bundesmuseum* in Wien.

² Vgl. www.wagnerfreeinstitute.org; die folgenden Angaben stammen aus einem unveröffentlichten Papier, das vom *Wagner Institute* 1989 beim *National Register of Historic Places* zur Nominierung als *National Historic Landmark* eingereicht wurde, bzw. basieren auf einem Besuch des Hauses im Februar 2010, bei dem ich ein Gespräch mit der Direktorin, Susan Glassman, führen konnte. Das

Wagner Free Institute, dessen Bau, Einrichtung und Betrieb William Wagner aus seinem Privatvermögen finanzierte, heute immer noch als ein, wenn auch in die Jahre gekommener, so doch stolzer Solitär auf dem Grundstück eines ehemaligen Bauernhofs in einem ärmlichen, stark herunter gekommenen Stadtteil Philadelphias, der in 1870er und 1880er Jahren im Zuge der damaligen Immobilienspekulation aus dem Boden gestampft wurde. Das im Neo-Renaissance-Stil von John McArthur (1828-1890) errichtete, im Vergleich zur umgebenden Bebauung relativ große Gebäude hat den Charakter der für die Zeit typischen, soliden Institutionsarchitektur. Es beherbergt im Erdgeschoss einen Ausstellungsraum, eine große Bibliothek, mehrere Unterrichtsräume und Büros sowie, als Hauptraum, einen 1.500 Personen fassenden Vortragssaal, dessen Rednerbühne unmittelbar mit einem an der Stirnseite des Saals liegenden Labor verbunden ist. Das gesamte Obergeschoss des Gebäudes ist dagegen als ein einziger Raum: als eine ca. 600 qm große und ca. 9 Meter hohe Halle ausgebildet, die an den Längsseiten von zwei doppelstöckigen Galerien gefasst wird. Die Halle, deren Formensprache an die Architektur des Londoner Crystal Palace erinnert, hat den Charakter einer (ehemals wohl) sehr hellen, nüchternen Industriearchitektur mit Oberlicht und hohen Seitenfenstern, der dem Äußeren des Gebäudes nicht anzusehen ist. Sie dient seit der Gründung des Hauses als museales Gehäuse für Wagners eigene, ca. 23.000 Objekte umfassende naturkundlichen Sammlungen, die er zum größten Teil in geschlossenen Schränken aufbewahrte.

Nach Wagners Tod führte das von ihm eingesetzte *Board of Trustees* die Institution weiter. Ihr gelang es, mit Joseph Leidy (1823-1891), Professor für Anatomie an der *University of Pennsylvania* und Präsident der *Academy of Natural Sciences*, einen führenden Wissenschaftler seiner Zeit als Direktor der wissenschaftlichen und edukativen Programme des Hauses zu gewinnen. Während seiner Amtszeit (1885-1901) wurden mit dem Geld, das Wagner seiner Institution testamentarisch vermacht hatte, nicht nur das Gebäude, das bis dahin in vielen Details nicht fertig gestellt war, im Sinne seiner Vorstellungen weiter ausgebaut, sondern auch die Sammlungen, zum Teil als Ergebnis von eigenen Forschungskampagnen, bedeutend erweitert und die bis heute erhaltene, umfangreiche Ausstattung der Ausstellungshalle mit zahlreichen Vitrinen, verglasten Schränken und anderen Schaumöbeln in Auftrag gegeben. Diese Ausstellungsarchitektur, die erstmals eine mehr oder weniger ungehinderte Betrachtung nahezu aller Exponate möglich machte, war aber die Grundlage für die von Leidy initiierte vollständige Reorganisation der Sammlungen im Sinne der damals noch höchst umstrittenen Theorie von Charles Darwin, also als ein Gang durch die Evolution konzipiert, der, mit der mit der Entwicklung der Erde einsetzend, die Spezies vom Anorganischen zum Organischen und vom einfachsten zum komplexesten Organismus in eine systematische Ordnung brachte – mit dem Menschen als Ziel- und Höhepunkt. Damit war das *Wagner Free Institute of Science* bei seiner Wiedereröffnung im Jahre 1890 das erste Museum in den USA, das seine Sammlungen im Sinne Darwin's *On the Origin of Species* (1859) zeigte, und erreichte so den Stand des damals führenden *Muséum national d'histoire naturelle* in Paris. In diesem Zustand, die handschriftlichen Beschriftungen der einzelnen Exponate eingeschlossen, ist es bis heute erhalten.

Schon diese kurze Beschreibung mag erkennen lassen, dass das *Wagner Free Institute* eine auch für seine Zeit höchst ungewöhnliche Einrichtung war, die, indem sie wissenschaftliche Forschung und Bildungsangebote in ihrer Architektur und ihren Programmen integrierte, das Ideal einer freien Wissenschaft und Ausbildung nicht nur propagierte, sondern tatsächlich verwirklichen konnte. Dabei blieb das *Wagner Free Institute* im Unterschied zu den zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften seiner Zeit nicht nur den gesellschaftlichen Eliten (und ausschließlich Männern) vorbehalten, sondern war, wie schon an seinem programmatischen Standort in einem einfache-Leute-Viertel

Wagner Free Institute gehört zu den wenigen in ihrer ursprünglichen Fassung erhaltenen Museen des 18. bzw. 19. Jahrhunderts wie das *Teyler-Museum* in Haarlem (1784) oder das *Sir John Soane Museum* in London (1837).

erkennbar, Menschen beiderlei Geschlechts aller sozialen Schichten zugänglich und ermöglichte ihnen verschiedene Zugänge zur Teilhabe an wissenschaftlicher Erkenntnis und Forschung: Ausgehend von der Anschauung der in im Museum ausgestellten Objekte konnten seine Nutzer sich im Vortragssaal mit den jüngsten Erkenntnissen und Experimenten führender Wissenschaftler bekannt machen oder diese über die musealen Bestände und die umfangreiche Bibliothek in größere Zusammenhänge einordnen; schließlich bot die in das Institut integrierte Schule nicht nur Unterricht in verschiedenen naturwissenschaftlichen Gebieten an, sondern ermöglicht es, allgemein anerkannte *degrees* zu erwerben, die für die eigene wissenschaftliche Arbeit qualifizieren konnten.

Das *Wagner Free Institute* eine der ersten unabhängigen Erwachsenenbildungseinrichtungen in den USA. Es bietet auch heute noch ein umfangreiches Unterrichtsprogramm an, das die Tradition des Hauses reflektierend, die alten Curricula, um neu entstandene Wissensgebiete ergänzt, nur leicht verändert fortschreibt. So werden die Exponate der naturhistorischen Sammlungen weiterhin als unmittelbares Anschauungsmaterial genutzt und die historische Anlage und Ausstattung des Museums bewusst nicht verändert, sondern jetzt als Lehrstoff eingesetzt, an dem die Relativität des Wissens bzw. der Wissenschaften sowie der unterschiedlichen Arten und Weisen, wie ihre Erkenntnisse zur Anschauung gebracht werden können, demonstriert werden.

2. The Mütter-Museum of the College of Physicians of Philadelphia

Nur einige Kilometer vom Wagner Free Institute entfernt entstand mit dem *Mütter-Museum* nahezu zeitgleich ein anderer Typ des Museums, dessen Bestände und Displays ebenfalls bis heute weitgehend erhalten sind.³ Dieses pathologische Museum geht auf ein kleines *Cabinet of Pathological Specimen* zurück, das im *College of Physicians of Philadelphia* ab 1849 angelegt wurde und seine entscheidende Aufwertung und Transformation in ein Museum durch den Chirurgen Thomas Dent Mütter (1811-1859) erfuhr, der dem *College* 1856 seine private, 1.344 Stücke umfassende pathologische Sammlung und dazu 30.000 \$ anbot, um den Aufbau und professionellen Betrieb einer solchen Einrichtung zu ermöglichen. Im Unterschied zum *Wagner Free Institute* war das *Mütter-Museum* als Lehrsammlung ausschließlich Fachleuten und Studierenden zugänglich. Es fand seinen Platz zunächst im 1863 errichteten Gebäude des *Jefferson Medical College*, um schließlich 1910 mit diesem in ein größeres Gebäude in der Stadtmitte umzuziehen, wo es eigene und eigens eingerichtete Räumlichkeiten erhielt, die in 1986 umfassend renoviert und um einen Trakt für temporäre Ausstellungen erweitert werden konnten. Kernbestand des Museums blieb die von Thomas D. Mütter zusammengetragene pathologische Sammlung, die nur um wenige Stücke erweitert wurde. Dagegen sammelt das Museum seit 1871 aktiv medizinische Instrumente und Apparate sowie photographisches Material und einschlägige Dokumente.

Im Hinblick auf seine Sammlungen, die trockene und nasse Präparate von ausschließlich von krankhaft veränderten menschlichen Körperteilen, Knochen und Skelette und darüber hinaus zahlreiche Wachsmodelle umfassen, ist das *Mütter-Museum* ein typisches pathologisches Museum, vergleichbar mit dem Wiener *Narrenturm* oder Rudolf Virchows Sammlungen im *Berliner Medizinhistorischen Museum der Charité*. Sein Gehäuse besteht im Wesentlichen aus einem großen, fensterlosen, von einer umlaufenden Galerie gefassten Raum, den man aus dem Vestibül des *College* wie über eine Empore betritt und von der aus man das wie aus einem Guss gestaltete, elegante Ensemble von hohen, entlang der Wände angeordneten Schauschränken und weiteren, frei aufgestellten Schaumöbeln in der Raummitte überblicken kann, das nahezu ausschließlich von auf die

³ Der folgende Abschnitt stützt sich auf Gretchen Worden, *Mütter Museum: Of the College of Physicians of Philadelphia*, New York 2002, und auf Gespräche mit Mitarbeitern des Museums im Februar 2010. Siehe auch: http://www.collphyphil.org/Site/mutter_museum.html

Exponate gerichteten Spotlights erleuchtet wird. Die schon an dieser Stelle, vor dem Betreten des Raumes erfahrbare Ästhetisierung ist aber das Grundprinzip dieses Museums, das in seiner Schausammlung ganz auf die Ästhetik des Hässlichen im Sinne von Karl Rosenkranz setzt: Dies gilt nicht nur für die Wachsmodelle, die im 19. Jahrhundert häufig weit entwickelte, oftmals auch äußerlich entstellende Krankheitsbilder und Verletzungen sinnfällig machen, sondern vor allem für die Ausstellungsstücke, die sehr seltene oder extreme Deformierungen menschlicher Körper (wie zum Beispiel das Skelett von *Harry*, einem an *fibrodysplasia ossificans progressiva* verstorbenen Mannes, oder die so genannte *Soap Lady*⁴), Eingriffe an Prominenten (wie zum Beispiel den Tumor, der 1893 Präsident Grover Cleveland aus dem Unterkiefer entfernt wurde), nicht zuletzt aber auch skurrile Sammlungen⁵ als *Pathological Treasures* herausstellen.⁶ Dabei werden, wo immer möglich, die "Schauseiten" der krankhaft deformierten Teile menschlicher Körper oder Skelette vorgezeigt oder Exponate, wie zum Beispiel bei der Konfrontation der Skelette eines Zwergen und eines Riesen, auf den maximalen Effekt hin zusammengestellt.⁷ Auch wenn das Museum seinen Charakter als wissenschaftliches Forschungsinstitut betont und ein Unterrichtsprogramm für Schulklassen anbietet, so führt doch die von der langjährigen Direktorin Gretchen Worden (1947-2004) entwickelte Strategie, auf die Schönheit des Morbiden zu setzen und einzelne Exponate nach dem Starprinzip zu popularisieren, das Museum hart an den Rand einer wissenschaftlich begründeten *Freakshow*. Dies lässt auch der von ihr herausgegebenen Bildband *The Mütter Museum: Of the College of Physicians of Philadelphia* erkennen, der neben historischen Aufnahmen Arbeiten von Künstler-Fotografen (u.a. William Wegman, Joel-Peter Witkin and Shelby Lee Adams) enthält, die sich mit dem Museum bzw. einzelnen Exponaten in mehr oder weniger absurder Weise auseinandersetzen. Der Trend zum Spektakel wird – nicht zuletzt mit der schwierigen ökonomischen Lage des Museums begründet – vom amtierenden Direktor Robert Hicks fortgesetzt, wobei der wissenschaftliche Charakter des Instituts als Freiraum genutzt wird, den sich Häuser anderer Sparten nicht (mehr) leisten können. So lenkte er bei einem Besuch meine Aufmerksamkeit auf eine jüngste Errungenschaft des Museums: die Präsentation einer kleinen Sammlung südamerikanischer Schrumpfköpfe, die aus ethischen Gründen in dem ethnologischen Museum, in dem sie vorher aufbewahrt wurden, nicht mehr gezeigt werden durften.

Das Eigentümliche am *Mütter Museum* – und dies mag auch für andere pathologische Sammlungen gelten – ist, dass der Mensch, obwohl hier in allernächste Nähe gerückt, als humanes Wesen bis zur Unkenntlichkeit verschwindet, in jedem Fall aber seinen Charakter als Individuum verliert.⁸ Völlig anders als in Naturkundemuseen und vor allem zoologischen Museen, evoziert die Anschauung der Exponate hier nicht ein Gefühl des in-der-Welt-Sein oder des Teilhaben Können an einem gemeinsamen großen Ganzen, sondern führt, ganz im Gegenteil, zu einem Gefühl der Abstoßung oder zumindest des nicht Teilhaben Wollen, erzeugt also Distanz statt Nähe. Dieses Gefühl scheint allerdings weniger durch die Exponate selbst induziert, die, insoweit sie überhaupt noch als vom Menschen stammend erkannt werden können, durchaus Empathie und Mitleid zu erregen vermögen; vielmehr ist es der kalte, auf die pathologischen Phänomene fixierte und sie in Präparaten, Sektionen und Modellen isolierende Blick der Wissenschaftler und Ärzte

⁴ Die *Soap Lady* wurde dem Museum 1874 von Joseph Leidy geschenkt. Über ihn bestand eine Verbindung zwischen den beiden Häusern in Philadelphia.

⁵ So beherbergt das Museum u.a. eine ca. 2.000 Nummern umfassende Sammlung von verschluckten Objekten, die den Patienten aus dem Magen entfernt wurden, und eine Sammlung von 139 Schädeln, die vom österreichischen Anatomen Joseph Hyrtl angelegt wurde, um ethnische Varianten von Schädelformen zu belegen. Die Sammlung soll übrigens auch Mozarts Schädel enthalten haben.

⁶ Der Begriff *Pathological Treasures* stammt von Gretchen Worden.

⁷ Im Hunterian Museum, London, ist ebenfalls das Skelett eines Riesen ausgestellt, doch im Vergleich mit dem eines Mannes durchschnittlicher Größe.

⁸ Vgl. zu diesem Abschnitt auch Ralph Rugoff, *Pathological Beauty: The Mütter Museum* (1994), in: ders., *Circus Americanus*, London 1995, S. 129-133. Im Übrigen ist die Entindividualisierung ein typisches Merkmal auch der von Gunther Hagens so genannten "Körperwelten".

auf und in den Menschen, der das tief greifende Unbehagen auszulösen scheint. Als Belege für diese These mögen frühe historische Aufnahmen aus dem Mütter Museum dienen, die aufgrund technischer Gegebenheiten – der Tatsache, dass den Fotografen noch keine Nahaufnahmen möglich waren – eben nicht nur die pathologisch interessanten Details, sondern immer den ganzen Menschen, und damit die an jeweiligen Krankheiten leidenden Individuen zeigen.⁹

Andererseits sind die Spezialisierung des diagnostischen Blicks und die Fokussierung auf die krankheitsbedingten Symptome eine wohl unvermeidbare Bedingung medizinischer Erkenntnis, die im 19. Jahrhundert vor allem mit Hilfe von Wachsmodellen und Moulagen vermittelt wurden. Wie immer schaurig-schön anzusehen, sind eine sehr wirkungsvolle und gültige Form, wie Krankheitsbilder dargestellt und diagnostiziert werden können. Insoweit bleibt die Bedeutung der alten Exponate auch unter den Bedingungen der modernen Medizin nicht nur erhalten, sondern überbietet nicht selten heute gebräuchliche Dokumentationsmethoden – und dies, weil sie nicht bloß technische Aufnahmen, sondern von Hand gefertigte Modelle sind, die aufgrund der unmittelbaren Beobachtung, das heißt, einer intellektuellen Durchdringung des jeweils Dargestellten beruhen. So faszinieren viele Präparate, insbesondere aber die Wachsmodelle als eigenständige Nachbildungen und lassen, als Objekte von bisweilen hohem kunsthandwerklichen Wert betrachtet, den Anlass für ihre Anfertigung nachgerade vergessen.¹⁰

3. Das Josephinum – Medizinhistorisches Museum der MedUni Wien¹¹

Ein ganz besonderes Beispiel für dieses Phänomen sind die insgesamt 1.192 anatomischen und geburtshilflichen Wachsmodelle im *Medizinhistorischen Museum der MedUni Wien*, die Kaiser Joseph II. nach einem Besuch des *Reale Museo di Fisica e Storia Naturale (La Specola)* in Florenz als Anschauungsmaterial für den Unterricht an der von ihm gegründeten medizinisch-chirurgische Akademie, dem so genannten Josephinum, anschaffte, wo sie seit 1788 unverändert zu sehen und dem allgemeinen Publikum zugänglich sind. Auch wenn die Darstellungen der Formen und Funktionszusammenhänge des menschlichen Körpers, den die von den beiden Anatomen Felice Fontana und Paolo Mascagni angefertigten Wachsmodelle in geradezu enzyklopädischer Weise entfalten, nach wie vor weitgehend Gültigkeit beanspruchen kann, so werden sie heute allerdings vor allem als kulturhistorisches Denkmal wahrgenommen und so gut wie nicht mehr für das Studium genutzt. Dabei zeichnet sich dieses große Ensemble dadurch aus, dass es nicht den kranken, sondern den gesunden Körper zum Thema hat und insoweit als erstrangige Quelle für eine allgemeine Bildung dienen könnte.

Als buchstäblich operatives Gegenstück zu den Anatomiemodellen verfügt das Josephinum mit dem nahezu vollständig erhaltenen *Instrumentarium Chirurgicum Viennense* über ein kaum weniger bedeutendes Dokument der medizinischen Geschichte, das die Aufwertung der Chirurgie als einer der Medizin gleichgestellten 'freien Kunst' markiert. Von Giovanni Alessandro Brambilla, dem ersten Leiter des Josephinums, ab 1785 gemeinsam mit dem Wiener Instrumentenmacher Joseph Maillard entwickelt, stellt

⁹ Hierfür finden sich einige sehr deutliche Beispiele in dem von Gretchen Worden herausgegeben Buch.

¹⁰ Diese Form der Betrachtung stellt sich häufig auch angesichts von Kunstwerken ein, deren Ikonographie ihre Verbindlichkeit verloren hat. Ein typisches Beispiel dafür sind Darstellungen des gekreuzigten Christus, die nur noch als Werke bestimmter Künstler Wertschätzung erfahren. Vgl. dazu auch Liselotte Hermes da Fonseca, Zur Wiederholung: Heimliches unheimliches Wissen vom Menschen in wissenschaftlichen Museen, in: Franz Josef Pazzini (Hrsg.), *Unschuldskomödien. Museum & Psychoanalyse, Museum zum Quadrat* No. 10, Wien 199, S. 76-109.

¹¹ Vgl. zu diesem Abschnitt Christa Habrich, Zur Typologie medizinischer Sammlungen im 17. und 18. Jahrhundert, in: Andreas Grote (Hrsg.), *Macrosocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450-1800*, Opladen 1994, S. 371-396.

es den damaligen Stand des chirurgischen Wissens nicht nur in Beschreibungen und in Abbildungen dar, vielmehr liegt es als ein vielteiliges chirurgisches Besteck unmittelbar vor. In mehr als dreißig, mit rotem Leder bezogenen Kassetten aufbewahrt, diente das Instrumenten-Set, nach Therapieansätzen geordnet, zusammen mit den Beschreibungen der einzelnen Instrumente sowohl der Ausbildung angehender Chirurgen, als auch als Vorlage für deren Anfertigung. Dahinter stand der Gedanke, die chirurgische Praxis auf hohem Niveau für den Herrschaftsbereich der k.u.k.-Monarchie und im internationalen Rahmen standardisieren zu können. Als solches ist das *Instrumentarium Chirurgicum Viennense* aber auch ein wichtiges Dokument für die staatlich geförderte Verflechtung von institutionellen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Interessen im Zeichen einer fortschrittlichen medizinischen Praxis, die allerdings zum Thema gemacht wird.

Das Josephinum - Department und Sammlung für die Geschichte der Medizin der MedUni Wien (MUW), so der offizielle Name, hat seinen Sitz im Gebäude des historischen Josephinum und wurde in seiner gegenwärtigen Form im Juni 2007 als eine eigenständige Einheit der MUW ins Leben gerufen. Das Josephinum soll nicht nur seine eigenen Sammlungen und weitere Bestände aus unterschiedlichen medizinischen Institutionen verwalten, bearbeiten und zugänglich machen, sondern darüber hinaus das Zentrum eines *Medizinischen Museumsclusters* im 9. Bezirk der Stadt Wien werden, das unter anderem das *Freud-Museum*, das *Pharma- und Drogistenmuseum Wien*, die historischen Sammlungen des Department für Pharmakognosie Wien und das *Pathologisch-Anatomische Bundesmuseum* im Narrenturm umfassen würde.

Allerdings ist von diesen Plänen so gut wie nichts verwirklicht. Der wichtigste Grund dafür scheint in den Unstimmigkeiten zwischen den verschiedenen Institutionen zu liegen, die von unterschiedlichen Trägern (Bundesstaat, Stadt Wien, MUW und Private) unterhalten oder gefördert werden. Selbst innerhalb der MUW war es aufgrund von überkommenen Ansprüchen auf Besitzstandswahrung bisher nicht möglich, die einschlägigen Institute unter einen Hut zu bringen und die reichen Bestände¹² in einem gemeinsamen Projekt der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. So verfügt das Museum nur über einige, im Gebäude des Josephinum auf verschiedenen Etagen verstreut liegende Räumlichkeiten, bewegt sich, was die Präsentationen und technischen Einrichtungen angeht, auf einem der Bedeutung der Exponate völlig unangemessenen Niveau und ist im Übrigen als Heldengeschichte, als Abfolge von aufgrund ihrer Therapiemethoden, Forschungen oder Erfindungen berühmt gewordener Ärzte angelegt.

Letzteres gilt im Prinzip auch für das dem Josephinum assoziierte, in einem Nebengebäude untergebrachte *Zahnmuseum*, doch lässt sich immerhin eine klar und konsequent realisierte Konzeption im Umgang mit den umfangreichen Beständen erkennen. Das Zahnmuseum ist als eine um historische Gerätschaften und Dokumente erweiterte Zahnarztpraxis bzw. als zahntechnisches Labor organisiert, und dies bedeutet, dass man sich in ihm weniger als Besucher denn als potentieller Patient bewegt. Ein wichtiger Grund für diesen Besuchermodus ist natürlich, dass man – im Unterschied zu chirurgischen Eingriffen unter Narkose – bei zahnärztlichen Behandlungen über bewusste einschlägige Erfahrungen verfügt, also in etwa beispielsweise die Funktionsweise und Wirkung der ausgestellten Behandlungsstühle, Bohrmaschinen, Zangen und anderen Instrumente oder von Prothesen kennt oder zumindest einschätzen kann und im Sinne eines "Was wäre wenn ich mich mit diesen (historischen) Geräten oder Methoden behandeln lassen müsste?" unmittelbar auf sich selbst bezieht. So ist der tatsächlich

¹² Neben den schon genannten Sammlungen verfügt das Museum über umfangreiche Bestände zur Geschichte Gesundheitswesens in Österreich und der Wiener Medizinischen Schule des 18. und 19. Jahrhunderts (Schwerpunkte sind hier die Augenheilkunde und Kinderheilkunde), über eine bedeutende historische Bibliothek, eine große Bildersammlung und eine weit in die Geschichte zurückreichende Archivaliensammlung. Dazu kommen große gerichtsmedizinische, histologische und medizintechnische Sammlungen (die Bestände zur vergleichenden Anatomie sind verloren gegangen) sowie drei privat geführte Sammlungen zur Endoskopie, Anästhesie und ethnologischen Medizin.

erlittene oder phantasierte Schmerz bzw. die Angst, ihn behandeln lassen zu müssen, das unausgesprochene, überzeitliche wie potentiell aktuelle, allgemeine und zugleich individualisierbare Thema dieses Museums, über das die historischen Ausstellungstücke mit der Gegenwart und im Übrigen auch mit Exponaten aus der Tierwelt verbunden werden. Konsequenterweise endet der Rundgang denn auch mit einem Raum zur Prophylaxe, in dem das museumspädagogische Vermittlungsprogramm nahtlos in Anleitungen zur Pflege des eigenen Gebisses übergeht.

4. Das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité

Wie sich jüngst der Zeitung entnehmen ließ, zählt der Vorstand der Berliner Charité sein 1899 von Rudolf Virchow als *Pathologisches Museum* (in einem eigenen Gebäude) eröffnetes und 1998 in *Berliner Medizinhistorisches Museum* umbenanntes und neu ausgerichtetes Haus nicht mehr zum Kerngeschäft des Universitätsklinikums und denkt offensichtlich laut über dessen Schließung nach.¹³ Mit dieser Überlegung liegt das Gremium konträr zu den "Empfehlungen zu wissenschaftlichen Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen", die der Deutsche Wissenschaftsrat im Januar 2011 publizierte und in denen unter anderem den Verbleib der Sammlungen im Funktionszusammenhang der Universitäten und ihre bessere Finanzierung empfohlen wird.¹⁴ Auf diese Empfehlungen stützt sich zwar der Direktor des Instituts für Pathologie der Charité und Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Pathologie, Prof. Dr. Manfred Dietel bei seiner Argumentation für den Erhalt des Museums im oben genannten Artikel, betont aber mehr noch und nachdrücklicher die kulturhistorische und pädagogische Bedeutung der "Bühne Museum", die "medizinische Themen differenziert und höchst anschaulich der interessierten Öffentlichkeit" vermitteln könne. "Gesundheit und Krankheit sind zentrale Themen im Leben und Erleben aller. Für diese existentiellen Lebens- und Erfahrungsbereiche bietet das Museum immer wieder von neuem historisch abgeleitete und zugleich aktuelle Erzählungen und Erklärungen an."

Genau dies ist meiner Beobachtung nach nur bedingt der Fall, weil das Museum weder über ein klares Konzept, wie es seine Klientel ansprechen könnte, noch über eine, um im selbst gewählten Jargon zu bleiben: durchgehende Dramaturgie verfügt. Vielmehr tritt es als eine in ihrer Zusammenstellung oder Abfolge weder historisch noch systematisch nachvollziehbare Kompilation verschiedener Sammlungskomplexe und unterschiedlicher Argumentations- und Darstellungsweisen auf, die zudem an höchst unterschiedlichem Material und zu verschiedenen Themen entwickelt werden. So erzählt das Museum in aufwendigen Displays die Geschichte großer Ärzte und Forscher, macht aber mit der Geschichte der Charité dagegen auf langen Texttafeln im gewissermaßen Kleingedruckten bekannt; oder führt es im gleichen Saal auf einer Wand Erkrankungssymptome an den Augen anhand von 36 historischen Wachsmodellen vor, doch werden die Krankheiten selbst nicht erklärt und bleibt diese Sammlung im Abschnitt "Die Geburt der Klink" ohne weiteren Bezug; ganz so, wie man von der dem Gedenken Rudolf Virchows gewidmeten Wand ("Vermessung des Menschen") unvermittelt zu spärlichen Dokumenten und Ausführungen zur "Medizin im Nationalsozialismus" gelangt, die wiederum in engster Nachbarschaft zu frühen pathologischen Präparaten stehen. Daher bleibt die große, in einem eigenen Raum aufgestellte pathologische Sammlung Virchows nach wie vor das Herzstück des Museums und damit die historische Form dieses Spezialgebiets der Medizin sein zentrales Thema. Diesen Eindruck kann auch der zweite Hauptraum ("Am Krankenbett"), in dem in tatsächlich bühnenartiger Inszenierung zwölf Krankheitsfälle und ihre Therapie ausgebreitet werden, nicht auflösen. Denn auch hier

¹³ Vgl. Manfred Dietel, Die Nützlichkeit eines Museums der Medizin, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 196 vom 24. August 2011, (Beilage Forschung und Wissenschaft) S. N 5.

¹⁴ Wissenschaftsrat, Drucksache 10464-11, Berlin 28.01.2011; siehe auch: <http://www.wissenschaftsrat.de/aktuelles-presse/pressemitteilungen/2011/nummer-04-vom-31-januar-2011/>; Aufruf vom 13.10.11.

bleibt unklar, in welcher Rolle man sich in diesem Raum bewegt: War man in den anderen Abteilungen mal als historisch Interessierter, mal als möglicher Patient, oder, angesichts der pathologischen Präparate als eine Art Voyeur eingesetzt, so erfährt man sich in diesem Raum bestenfalls als Laie, der den Arzt auf seiner Visite begleiten darf.

Die Visite, also die häufig eher symbolische als tatsächlich diagnostizierende, kursorische Anschauung des Patienten im Krankenhaus ist womöglich der Nenner, mit dem sich der Argumentationsstil dieses Museums charakterisieren lässt. Denn gerade so, wie man als Patient in der ärztlichen Praxis nicht selten um umfassende Informationen zu Diagnose und Therapie kämpfen muss, zeigt dieses Museum zwar Vieles vor, hält aber weitergehende Hintergrundinformation zurück und spricht gewissermaßen im herablassenden Ton und mit der unanfechtbaren Autorität eines Arztes, der, indem er alles über den Zustand des Patienten zu wissen vorgibt, ihn sich selbst entfremdet und Abhängigkeit bringt.

Nun verfügt das Medizinhistorische Museum trotz der erheblichen kriegsbedingten Verluste über eine große Zahl von wertvollen Exponaten, die sowohl unter medizinhistorischen wie kulturhistorischen und – nicht zuletzt – technikhistorischen Gesichtspunkten bedeutsam sind.¹⁵ Doch geht auch diesem Museum sein eigentliches Thema, der Mensch, auf eigentümliche Weise verloren und verpasst es die Chance, seine Sammlungen in einem konsistenten Zusammenhang zur Anschauung zu bringen, der anstelle der spezialisierten, fachwissenschaftlichen Diskurse auf relevante Fragestellungen setzte, die an den Erfahrungen der Besucher anknüpfen und deren Fähigkeit zur Empathie als Schlüssel zum Verständnis nicht unmittelbar einsichtiger Phänomene nutzte. Dies ist aber umso erstaunlicher, als dem *Berliner Medizinhistorischen Museum* in Verbindung mit dem *Hamburger Bahnhof - Museum für Gegenwartskunst* bei der gemeinsam veranstalteten Ausstellung "Schmerz" (2007) genau dies gelang.¹⁶

5. The Wellcome-Collection in London

Eine der weltweit wohl bedeutendsten und größten Sammlungen zur Geschichte der Medizin gehört dem britischen Wellcome Trust und geht auf die Sammlungstätigkeit von Sir Henry Solomon Wellcome (1853-1936) zurück, einem pharmazeutischen Unternehmer, der sein gesamtes Vermögen in eine gemeinnützige Stiftung einbrachte.¹⁷ Sie sind über verschiedene Museen in London verteilt, wo sich im Übrigen zahlreiche medizinhistorische Einrichtungen befinden.¹⁸ Der vermutlich größte zusammenhängende Bestand befindet sich im *Science Museum* London und wird hier auf zwei Etagen des Gebäudes gezeigt. Eine Abteilung firmiert unter dem Titel "Science and the Art of Medicine" und bringt in einer riesigen Zahl von *exhibits* medizinische Instrumente, Apparate, Modelle und Prozeduren von der Antike bis zum heutigen Tage und aus unterschiedlichen Kulturen in einen technologisch geprägten Zusammenhang, der den nicht spezifisch interessierten oder fachlich vorgebildeten Besucher im Detail wie im Ganzen schlichtweg überfordert, weil ihm die große Linie fehlt (bzw. für mich zu erkennen war). Dagegen bringt die Abteilung "Glimpses of Medical History" unterschiedliche medizinische Behandlungsformen aus allen Zeiten und verschiedenen

¹⁵ Vgl. Thomas Schnalke und Isabel Atzl (Hrsg.), *Dem Leben auf der Spur im Berliner Medizinhistorischen Museum der Charité*, München 2010. Zur Geschichte des Museums siehe auch: Angela Matyssek, Rudolf Virchow. *Das Pathologische Museum. Geschichte einer wissenschaftlichen Sammlung um 1900*. Schriften aus dem Berliner Medizinhistorischen Museum Bd. 1, Darmstadt 2002.

¹⁶ Ein weitaus bedeutenderes, wesentlich tiefer greifendes Projekt war allerdings die Ausstellung "Wunderblock. Eine Geschichte der modernen Seele", die 1989 von den Wiener Festwochen in Zusammenarbeit mit dem Historischen Museum der Stadt Wien veranstaltet wurde.

¹⁷ Vgl. <http://www.wellcomecollection.org>.

¹⁸ Vgl. <http://www.medicalmuseums.org>, eine Website, die über einen guten Überblick über alle der Medizingeschichte und Gesundheit gewidmeten Museen und Sammlungen in London gibt.

Kulturen einer Abfolge von zwanzig, naturalistisch gestalteten Dioramen höchst wirkungsvoll zur Anschauung und ihre Betrachter eine in gewissermaßen teilnehmende Beobachtungsposition. Allerdings werden, wie schon der Name erkennen lässt, weitergehende Informationen nur spärlich gegeben, und so bleibt man zwar beeindruckt, aber letztlich ratlos. Dies gilt auch für die vergleichsweise kleine Dauerausstellung im Gebäude des Wellcome Trusts, in der unter dem Titel "Medicine Man" so genannte *Medical Curiosities*¹⁹ im Modus von Kunstwerken in einen beliebig wirkenden Zusammenhang gebracht sind. Dabei werden in dieser Ausstellung so gut wie keine Informationen gegeben, die die Exponate medizinhistorisch oder kulturhistorisch einordnen ließen, und kann lassen sie sich daher nur staunend betrachten.²⁰

6. *The Hunterian Museum at the Royal College of Surgeons in London*²¹

Das von John Hunter (1728-1793) ab 1768 aufgebaute Museum unterscheidet sich von den oben genannten in signifikanter Weise, weil der Chirurg und Anatom von Anfang an nicht nur pathologisches Material, sondern in großem Umfang Beispiele für die gesunde Entwicklung des menschlichen Körpers und zur Anatomie von Tieren sammelte. Mit rund 14.000 Objekten waren seine Sammlungen, für die er 1783 ein großes Haus am Leichester Square umbaute und einrichtete (es verfügte sogar über einen eigenen Anatomiesaal), seinerzeit die umfangreichsten in Europa. Den größten Teil der Präparate stellte Hunter selbst her, wobei er bei den pathologischen Objekten die Krankengeschichte und Identität der Patienten dokumentierte, wo immer dies möglich war. Nach seinem Tod wurde der Bestand vom Britischen Parlament gekauft und dem *Royal College of Surgeons* übergeben. Ab 1813 war das Museum in eigens dafür eingerichteten Räumlichkeiten im Haus des *College* am Lincoln's Inn Field untergebracht, wo es sich bis heute befindet. Im Zweiten Weltkrieg verlor das Museum – wie im Übrigen auch das Berliner Museum – einen großen Teil seiner Sammlungen, darunter ca. 10.000 von Hunter hergestellte Präparate. Das stark zerstörte Gebäude wurde nach dem Krieg in völlig veränderter Struktur wieder aufgebaut, wobei der Forschungsabteilung größerer Raum gegeben und in ihr ein *Odontological Museum* und die vom Wellcome Trust finanzierten *Wellcome Museums of Anatomy and Pathology* eingerichtet wurden. Die Überreste des alten Museums wurden erst 1963 als neues *Hunterian Museum* wieder eröffnet. Nach weiteren Umstrukturierungen und Umbauten wurden schließlich die beiden *Wellcome Museums* zu einem nur dem Fachpublikum zugänglichen Lehrmuseum und das *Odontological* und das *Hunterian Museum* zu einem Komplex zusammengefasst, der als neues *Hunterian Museum* 2005 wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde.

Das *Hunterian Museum* wird dem Anspruch eines medizinhistorischen Museums tatsächlich gerecht. Denn es informiert nicht nur umfassend über die verschiedenen Aspekte der Geschichte der Medizin und der ärztlichen Praxis bis in die jüngste Gegenwart, sondern stellt den gesunden wie erkrankten Körper des Menschen in den Mittelpunkt seiner, in sieben Abteilungen gegliederten Ständigen Ausstellung. Den

¹⁹ Vgl. dazu auch Hidi Hawkins and Danielle Olson (Hrsg.), *The Phantom Museum and Henry Wellcome's Collection of Medical Curiosities*, London 2003

²⁰ Die Website annonciert diese Ausstellung u.a. mit folgendem Text: "More than 150 years after his [Henry S. Wellcome's] birth in 1853, this exhibition reunites a cross-section of extraordinary objects from his collection, ranging from diagnostic dolls to Japanese sex aids, and from Napoleon's toothbrush to George III's hair. It also provides a very different perspective on some of our own obsessions with medicine and health. In 'Medicine Man' some objects are gathered by type and others by broad cross-cultural themes. Seven other objects are presented individually and are examined by a variety of commentators from different backgrounds, to show that one object can mean many different things and tell many different stories." <http://www.wellcomecollection.org/whats-on/exhibitions/medicine-man.aspx>, aufgerufen am 14.10.2011.

²¹ Der folgende Abschnitt basiert auf eigenen Recherchen im Zusammenhang mit einem Besuch des Museums im Frühjahr 2011 sowie auf Angaben aus der Broschüre *Hunterian Museum at the Royal College of Surgeons. Guidebook*, London o.J..

Hauptraum nimmt die über zwei Stockwerke reichende, so genannte *Crystal Gallery* ein, die mit einer Büste von John Hunter als Zielbild zahlreiche nasse und trockene Präparate sowohl menschlicher wie tierischer Herkunft in einem ebenso informativen wie beeindruckenden Arrangement zur Anschauung bringt. Der Schwerpunkt der weiteren Präsentationen liegt auf der Chirurgie. Allerdings ist im *Hunterian Museum* das entsprechende Material in eine nach Eingriffsbereichen bzw. Eingriffsformen geordnete, systematische Ordnung gebracht, innerhalb derer jeweils historische wie jüngere Instrumente, Apparate und anderen Gerätschaften gezeigt werden. Darüber hinaus wird in verschiedenen Bereichen anhand von Modellen, Schautafeln und geschickt gestalteten Vorrichtungen nicht nur gezeigt, welche Instrumente bei einem bestimmten Eingriff eingesetzt werden, sondern auch wie und wo sie zum Einsatz kommen. Die *exhibits* bringen damit auch für den medizinischen Laien zumindest die Grundzüge verschiedener chirurgischer Arbeitsmethoden und -techniken klar zur Anschauung. Im Übrigen lässt die Ausstellung deutlich erkennen, dass und wie sich die operativen Techniken nach Einführung der Anästhesie (ab der Mitte des 19. Jahrhunderts) und Hygiene radikal veränderten bzw. auf bis dato nicht behandelbare Körperregionen beziehen können, und führt deren Entwicklung bis zum aktuellen Stand vor. Von der an die 11.000 Objekte umfassenden odontologischen Sammlung, die einen großen Bestand von tierischen Schädeln und Zähnen umfasst, wird im Museum nur ein kleiner Teil gezeigt, doch wiederum so, dass man sich anschauend über zum Beispiel die Physik eines Gebisses eingehend informieren kann.

Zusammenfassend lässt sich zum *Hunterian Museum* festhalten, dass es die Geschichte der Medizin in ihren vielfältigen Aspekten tatsächlich museal zur Anschauung bringt. Damit ist gemeint, dass es weder den Charakter einer medizinischen Anstalt oder Praxis hat noch als eine Variante einer Freakshow oder als Heldengeschichte auftritt noch als ein Kabinett historisch überholter, gewissermaßen ethnologischer Objekte und Praktiken daher kommt, sondern nüchterne und neutrale, die Schönheit der Natur (der Menschen und der Tiere) durchaus herausstellende, krankhafte Deformationen respektvoll behandelnde Formen des Zeigens gefunden hat, die den Betrachtern in einem fließenden Übergang unterschiedliche Zugangsweisen ermöglicht, also den Laien einfach gut informiert und dem Fachpublikum ein genaueres Studium einzelner Exponate ermöglicht.²²

7. Einige Überlegungen zur möglichen Entwicklung von Medizinhistorischen Museen

Weitaus weniger als Museen anderer Sparten scheint es den Medizinhistorischen Museen zu gelingen, ihr Thema aus den rein fachlichen Diskursen herauszulösen und einen Perspektivenwechsel zu vollziehen: Die Medizin auch von Außen, aus der Perspektive von Laien wahrzunehmen und in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Medizinhistorische Museen haben vielmehr fast immer den Charakter von Legitimationsanstalten für die ärztliche Praxis. Und dass sie oft, von der Anmutung ihrer Präsentationen bis zum manchmal zu beobachtenden Auftritt ihres Personals in weißen Kitteln, wie erweiterte Klinken erscheinen, ist nur ein Symptom für diesen Befund. Zu ihm gehört auch, dass in ihnen die westliche Schulmedizin mit ihrem technisch geprägten Bild vom Menschen dominiert und sie die Spezialisierung der Disziplin in hochgradig differenzierte Fachgebiete, Technologien und Arbeitsweisen ausbreiten, ohne sie auf den Menschen als ganzen zurückzubeziehen. In der Konsequenz finden in ihnen so genannte alternative medizinische Ansätze, komplementäre Methoden oder traditionelle Medizinsysteme, von solchen in anderen Kulturen ganz zu schweigen, wenn überhaupt, dann nur wenig Raum und werden historische Praktiken auch der Schulmedizin im Sinne

²² Das Hunterian Museum und die ihm assoziierten Institute verfügen über eine vorbildliche Website mit umfassenden Informationen aller Art einschließlich eines digitalen Katalogs der Sammlungsbestände: <http://www.rcseng.ac.uk/museums>.

einer Fortschrittsgeschichte als tendenziell primitiv zur Darstellung gebracht. Das heißt, zusammengenommen, die Medizinhistorischen Museen sind fast ohne Ausnahme einem überholten Geschichts- und Kulturverständnis verpflichtet und erscheinen nicht selten bloß als Tempel der Götter in Weiß. Hinzu kommt, dass in den Häusern durchweg die ökonomische Seite des Themas allenfalls in Einzelaspekten zur Anschauung gebracht wird, wiewohl sie zu allen Zeiten große Bedeutung hatte – und nicht zuletzt viele medizinhistorische Museen sich dem Wohlstand oder Reichtum gelangten Ärzten oder Pharma-Unternehmern verdanken.

Diese Umstände begründen im Generellen die Tatsache, dass die Medizinhistorischen Museen im gesellschaftlichen Kontext nicht die Rolle einnehmen, die ihnen angesichts der Bedeutung und dem Umfang ihrer Thematik zukommen müsste, und sie deshalb in vielen Fällen um ihre Existenz kämpfen müssen. Dabei könnten Museen, wenn sie denn neutrale und umfassende, auch für den Laien verständliche Informationen zu den verschiedenen Aspekten der Medizin und ihrer Geschichte zugänglich machten, geradezu als ein Teil des Gesundheitssystems fungieren. Denn es gibt in unseren Gesellschaften keinen Ort, an dem man sich einen systematisch und neutral konzipierten, historisch fundierten Überblick über den Stand der Medizin und der Pharmazie, über das Gesundheitssystem: das Zusammenspiel von Krankenkassen, medizinischer Praxis (niedergelassener Ärzte und in Kliniken), der medizinisch-technischen und Pharma-Industrie und dem staatlich-behördlichen Handeln (bzw. den entsprechenden Institutionen), über die verschiedenen Vorstellungen vom menschlichen Körper, die unterschiedlichen Begriffe von Gesundheit und Krankheiten bezogen auf Individuen wie Bevölkerungsgruppen einschließlich der finanziellen Aspekte informieren könnte. Angesichts der Tatsache, dass die medizinische Forschung und Praxis wie die wissenschaftliche im Allgemeinen zunehmend in Dimensionen operiert, die den menschlichen Sinnen nicht zugänglich sind, erscheint es als ebenso notwendig wie sinnvoll, nach Wegen und Mitteln zu suchen, wie entsprechende Untersuchungen und Behandlungen auf die Erfahrungswelt zurück bezogen werden könnten. Dabei liegt der Ansatz, wie dies geschehen könnte, gewissermaßen auf der Hand und im ureigenen Gebiet der Medizin selbst: in der Diagnose, die der medizinische Komplex einmal auf sich selbst anwenden müsste. Für einen solchen Versuch ist und bleibt das Museum aber der geeignete Ort.

Abbildungen:

1. The Wagner Free Institute of Science of Philadelphia, Blick in die Ausstellungshalle. Aufnahme: The Wagner Free Institute.

2. The Wagner Free Institute of Science of Philadelphia, Detail der Sammlung. Aufnahme: The Wagner Free Institute.

3. The Mütter-Museum of the College of Physicians of Philadelphia, Website: <http://www.collphyphil.org>

4. The Mütter-Museum of the College of Physicians of Philadelphia, Grundriss des Hauptausstellungsraums. Abbildung: Museum

5. The Mütter-Museum of the College of Physicians of Philadelphia, Vitrine mit Schrumpfköpfen. Aufnahme: <http://www.collphyphil.org>

6. Josephinum – Medizinhistorisches Museum der MedUni Wien, Blick in die Sammlung der Anatomischen Wachsmodelle. Aufnahme: Michael Fehr

7. Josephinum – Medizinhistorisches Museum der MedUni Wien, Blick in die Sammlung der Anatomischen Wachsmodelle. Aufnahme: Michael Fehr

8. Josephinum – Medizinhistorisches Museum der MedUni Wien, Blick auf einen Teil der Sammlungsschränke. Aufnahme: Michael Fehr

9. Zahnmuseum im Josephinum – Medizinhistorisches Museum der MedUni Wien, Blick in einen Ausstellungsraum. Aufnahme: Michael Fehr

9. Zahnmuseum im Josephinum – Medizinhistorisches Museum der MedUni Wien, Sammlungsschrank zur vergleichenden Anatomie. Aufnahme: Michael Fehr

10. Hunterian Museum at the Royal College of Surgeons, London, Blick in die Crystall-Gallery. Aufnahme: Museum

10. Hunterian Museum at the Royal College of Surgeons, London, Detail der Vitrine zu mikroinvasiven Operationstechniken. Aufnahme: Museum

10. Hunterian Museum at the Royal College of Surgeons, London, Detail der Vitrine zu mikroinvasiven Operationstechniken. Aufnahme: Museum